

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 44

Artikel: Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642689>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 44 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

3. November

Mein Allerseelen.

Von Isabella Kaiser.

In einer alten Truhe
Im stillen Kämmerlein,
Da liegt in heil'ger Ruhe,
Tief im Reliquienschrein

Seit endlos langen Tagen.
Ein längst verblaßtes Kleid,
So schlicht, wie sie's getragen,
So dunkel wie mein Leid.

Und was sie mir erzählen
Im grauen Abendschein,

Das ist mein Allerseelen,
Mein totes Schwesternlein.

Kein Kirchhof ist hienieden
An Gram und Weh so reich,
So arm an Glück und Frieden
Wie dieses stillle Reich.

Er und Sie und das Paradies.

Roman von Lisa Wenger.

30

„Von wem?“

„Von Mary.“ Martin ging ans Telephon und läutete an. Frau Mary war zu Hause und Martin bat sie, ihm zu sagen, wieviel sie für Spange und Kette ausgelegt, die sie so freundlich war, für Lis zu bezahlen. Mary erschrockt, denn sie merkte, daß Lis in Bedrängnis sein müsse.

„Lis besitzt ja die bezahlte Rechnung,“ sagte sie. „Ich glaube es wenigstens. An den Betrag kann ich mich nicht genau erinnern.“ Sie wußte überhaupt nur, daß die Rechnung bezahlt worden war. Martin dankte.

„Nun Lis,“ sagte er, „ich bitte um die Quittung.“ Lis brauchte nicht lange zu suchen. Das Blättlein Papier lag harmlos in ihrem Schubfach, bei andern Papiereien. Es war bezahlt und unterschrieben.

„Da. Und nun kann ich wohl gehen?“ fragte Lis finster.

„Gewiß,“ sagte Martin. Als Lis sich wandte, hielt er sie am Arm fest.

„Lis, um Gotteswillen, kannst du so von mir gehen?“

„Ja, das kann ich. Ich will nicht bevormundet werden. Ich kann das nicht leiden. Kann ich mir nicht kaufen, was ich will? Bin ich eine Sklavin? Du tuft auch, was dir gefällt, du kaufst das, wozu du Lust hast, und fragst mich nicht um Erlaubnis.“

„Aber um deinen Rat habe ich dich stets gefragt und um deine Mitfreude habe ich dich gebeten.“

„Vielleicht. Aber habe ich dir zu verbieten und zu erlauben wie du mir?“

„Ich meine, daß ich dir wenig genug verboten habe,“ sagte Martin. „Vielleicht zu wenig.“

„Ach, nur nicht schulmeistern,“ rief Lis und hielt sich die Hände an die Ohren. „Läßt uns doch ein jedes tun, was uns gefällt. Läßt uns doch jedes seinen Weg gehen.“ Martin sah Lis an. Sie stand hochgerichtet da, die Hand zur Faust geballt. Sie sah an ihm vorbei.

„Ich sehe, daß du mich nicht mehr liebst,“ sagte Martin. Lis antwortete nicht. Da ging Martin langsam hinüber in sein Zimmer. Lis reute es, daß sie sich hatte vom Zorn hinreißen lassen, das Beste in ihr mahnte sie, daß Martin sie sehr lieb gehabt. Sie weinte plötzlich und, einer Eingebung folgend, lief sie zu Martin hinüber und wollte ihn mit Küschen versöhnen, wie schon oft. Aber sie blieb unter der Türe stehen. Martin hatte die Arme auf den Schreibtisch gelegt und den Kopf in den Armen vergraben.

Er sah nicht auf als sie kam.

„Martin.“ Er fuhr auf.

„Nein,“ sagte er. „Ich will nicht mit dir sprechen.“ Sie ging, und wenige Minuten nachher hörte er sie die Treppe hinuntergehen. Spät kam sie wieder. Er hörte Stimmen, Lachen, sprechen von der Straße herauf, dann das Rollen eines Wagens, Schritte auf der Treppe und das Deffnen von Lis' Schlafzimmer. Martin saß die ganze Nacht an seinem Schreibtisch.

Die Wochen, die jenem Abend gefolgt, waren für Martin von grausamer Dede gewesen. Bleischwer lastete die Erkenntnis auf ihm, daß Lis und er sich getrennt hatten.

Ob er sich von ihr, oder sie sich von ihm, kam wohl nicht in Betracht. Sie liebte ihn nicht mehr. Es mochte lange her sein, daß sie es wußte. Aber sie hatte ihm wenigstens bis jetzt erlaubt, ihr die Hände unter die Füße zu legen. Das war nun nicht mehr möglich, denn nun wußte auch er, daß sie das Geschenk ihrer Liebe zurückgenommen. Er war unendlich arm geworden. Er hatte es bisher nicht so klar erkannt, wie er es jetzt erlebte, daß alles, was er fühlte und dachte, wünschte und fürchtete, allein mit Lis zusammenhing. Sogar seine Kunst. Denn seit er wußte, daß Lis ihm verloren war, erlosch die Freude an seinem Singen, die allein ihm geholzen, alles, was mit der Bühne zusammenhing, zu ertragen. Er mußte seine ganze Kraft einsetzen, um zu erreichen, daß die Rollen, die er zu spielen hatte, ohne Tadel blieben.

Wenn er Lis in der Ecke ihrer Loge sitzen sah wie sonst, stets umgeben von Freunden, begleitet von Mary, die nun wieder fast täglich mit ihr zusammenkam, so mußte er seine Augen abwenden, um nicht daran gemahnt zu werden, daß sein Leben ohne Lis, oder ohne das Vertrauen in sie, zersplittet und verwüstet war.

Er ging oft zu Sorella, deren Mutterhände seinem Schmerz wohlstatten. Bianchi vermied es peinlich, ihm von Lis zu reden. Hete van Andel kam nicht mehr. Es schwirrten allerlei Gerüchte in der Luft, die Lis und Martin bestrafen. Man hatte sich viel zu viel mit ihm und seiner Frau beschäftigt, als daß eine so tiefgreifende innere Trennung unbemerkt geblieben wäre. Oriols und Lis' Namen wurden genannt. Sie wurden laut zusammen genannt. Zugleich begann man zu munkeln, daß Hellebede sich viel mehr um Lis kümmere, als er Martin Born gegenüber verantworten könne. Ethelka Hillern hatte Hellebede verlassen und lebte mit ihrem Mann zusammen. Welche Mittel dieses kleinliche, unscheinbare Männchen anwendete, um die blendende Frau zu binden, daß sie ihm gehorsam an der Trense lief, wußte niemand. Auch da munkelte man, lästerte, vermutete. Es blieb aber Tatsache, daß man sie selten, eigentlich nie mehr, mit Hellebede zusammen sah.

Die Schauspieler und Sänger freuten sich, daß Martin, der Simplex, nun auch nicht mehr war als sie Betrüger und Betogene. Sie schmunzelten, daß er sich mehr als je von ihnen zurückzog, denn nun glaubten sie den Grund zu kennen, und sie lachten laut, als in einer längern Kritik Sedlachs Martin zum erstenmal vorgeworfen wurde, es fehle seinem Singen Glut und Farbe.

Die ersten Tage nach der Stunde, in der Martin sich klar geworden, daß er da, Lis dort stehe, waren bittre gewesen. Neuherlich war ihr Zusammenleben kaum erträglich. Keines sah dem andern in die Augen. Ihr Grüßen klang nicht mehr wie Grüßen klingen soll. Sie aßen zusammen, aber Lis lud Dritte ein.

Oft, Martin überwältigend, brach seine Liebe zu Lis die Schranken, die sein Wille ihr gesetzt, und er wurde sich bewußt, daß er sie liebte wie nur je und daß sie ihm alles war und alles andere nichts, ja, daß das Leben ihm ohne sie wertlos war und unerträglich.

Zehnmal hatte er seine Hand ausstrecken wollen und sie zurückrufen, zehnmal sie bitten, ihm zu schenken, was übrig sei von ihrer Liebe, zehnmal hätte er schreien mögen:

Lis, laß es wieder sein, wie es war! Ich weiß nichts mehr von dem, was dich herabwürdigte, nichts mehr von dem, was ich dir zu verzeihen hätte. Er tat es nicht. Er wußte, daß es niemals wieder werden konnte, wie es gewesen, darum, weil sie von dem Sockel herabgestiegen war, auf den seine Liebe sie gestellt. Er konnte das nicht überwinden. Er hatte seine ganze Liebe, die Liebe seiner Kindheit, seiner Jugend und seines Mannesalters ihr geschenkt. Sie war zerflüchtet in alle Winde geflogen. Er wollte die Fehlen nicht mehr sammeln . . .

Lis ging ein und aus, wie es ihr gefiel, halb wie eine Fremde, halb wie eine entthronte Königin, deren Reich auf sie wartet. Es war ihr unangenehm, den schweigenden Martin nicht in einen lachenden verwandeln zu können. Das Grabsdasein, zu dem sich in den letzten Wochen ihr Leben daheim entwickelte, lastete auf ihr. Sie trachtete, es abzuwerfen. Sie suchte, Martin zu unterhalten und mühete sich immer wieder, ihn in das Gespräch zu ziehen. Es gelang ihr, seine Höflichkeit zu wecken, doch war es, als ob ein Fremder zu ihr redete, so eifrig, ja eingehend, ihre Fragen von Martin beantwortet wurden. Zuletzt wurde sie still.

„Martin, ich halte es so nicht länger aus,“ rief sie an einem finstern, stürmischen Abend läßlich. „Willst du mich durch deine stumme Anwesenheit martern?“ Er erschrak.

„Habe ich das getan, Lis? Verzeih. Ich habe es nicht gewollt. Aber ich war so reich und bin nun so arm, das macht mich schweigsam. Was in mir lebte, wurzelte in der Liebe zu dir. Da ist es kein Wunder, wenn alles abgestorben und verdorrt ist. Du liebst mich nicht mehr. Ich kann mich über nichts freuen und mich von nichts locken lassen. Es ist mir gleichgültig.“ Lis weinte.

„Martin, die bösen Worte, die ich dir gesagt, tun mir leid. Ich habe sie im Zorn gesagt.“

„Ach, liebe Lis, das hätte ich dir gerne verziehen. Vielleicht hätte ich auch vergessen können, wie grob du mich getäuscht. Aber du liebst mich nicht mehr. Was ist da noch zu reden?“ Lis schwieg.

Am Sonntag darauf fuhr Martin nach Arbach. Er machte einen großen Umweg um das Dorf, denn er wollte den Tag allein in Sepps Häuschen zubringen.

Glatt, weich und blütenweiß lag frischgefallener Schnee auf den Schollen und Wegen. Die Krähen flogen langsam und feierlich über die kahlen Wipfel der Eichen. Stäubende, glitzernde Flöcklein fielen Martin auf Gesicht und Schultern, wenn er die Büsche streifte beim Vorübergehen. Kein Laut war weit und breit zu hören, als er den Schlüssel in das Schloß steckte und die Türe öffnete. Es war bitterkalt in dem verlassenen Raum. Martin machte Feuer und bald fauchte der eiserne Ofen. Ein Geruch von Tabak und verwelkten Blumen floh aus den Ecken. Das Bett mit dem rot und weiß gewürfelten Überzug stand still und wartend da. Auf den vielen Schubfächern des Mineralienschranks lag der Staub. Der leere Käfig des Stars war offen, das Wasser in dem kleinen Gefäß gefroren. Ein Kalender hing an einem Nagel. Martin blätterte darin. Es waren Aufzeichnungen, Beobachtungen, Tagebuchblätter. Viel war von Martin und Lis die Rede. Kleine Begebenheiten waren liebevoll festgehalten. Alle die Ereignisse, die sein Kinderleben reich gemacht, wurden vor ihm lebendig.

In glänzenden, glühenden Farben wurden sie vor ihm lebendig. Und jene selige Zeit, da er mit Lis durch den Wald gestreift und sie einander hinter den dicken Baumstämmen geküßt hatten. Und die Zeit, da sie schon seine Frau gewesen, und sich hatte lieben lassen, und ihn geliebt hatte. Jetzt mochte Hete ihm ihr Lied vom Alleinsein singen, jetzt hatte sie recht.

Ein Chaos von Schmerz, Zorn und Scham, Wehmut und Heimweh überflutete Martins Herz. Er blieb lange unbeweglich an Sepps kleinem Arbeitstisch sitzen. Das

Feuer warf lange, spitze Strahlen in das Zimmer hinein. Manchmal schrie ein Specht, sonst hörte man keinen Laut.

In Martin stieg jäh der Wunsch auf, da bleiben zu dürfen, weit weg von den Menschen, weg von der Stadt, der Bühne, und da zu bleiben, wo er hingehörte und daheim war. Es wurde ihm heiß bei dem Gedanken, er ging im Zimmer hin und her, erregt von seinen plötzlich laut werdenden Wünschen.

Wem ich Lis verliere — ich habe sie ja schon verloren —, was kann mich hindern? Der kurze Ruhm, den ich genossen? Er verpflichtet mich nicht. Mein Bündnis mit dem Direktor geht mit dem Frühling zu Ende. Lis? Ach, Lis! Aber Bianchi, Sorella? Wie würde Bianchi seine Flucht aufnehmen, würde er sie ihm je verzeihen? Nie. Das wußte Martin. Er nahm Sepps grauen Mantel vom Nagel und ging ins Freie.

Je länger er unter den Bäumen dahinschritt, je ruhiger wurde er. Es war eine feierliche und friedliche Stille im Wald. Aller Lärm des Lebens war fern, die dunkelgrünen Stechpalmen und die schwarzen und roten Beeren und die braunen, rasselnden Eichenblätter, die der Baum den Winter über nicht her gab, dazu der weiße Schnee, die rostfarbenen Brombeerblätter, der zärtige Efeu, das war alles so schön und harmonisch und ihm befreundet von Jugend auf. Hier war seine Heimat. Hätte er sie nie verlassen. Wäre er mit Lis dageblieben, so hätte er sie nicht verloren. Bitterer Schmerz um sie befiel ihn. Eine Stunde lang ging er auf den bekannten Wegen und sein Herz wollte nicht leichter werden. Mit gesenktem Kopf ging er denselben Weg zurück.

Er blieb bis spät in den Nachmittag in dem Waldhaus.



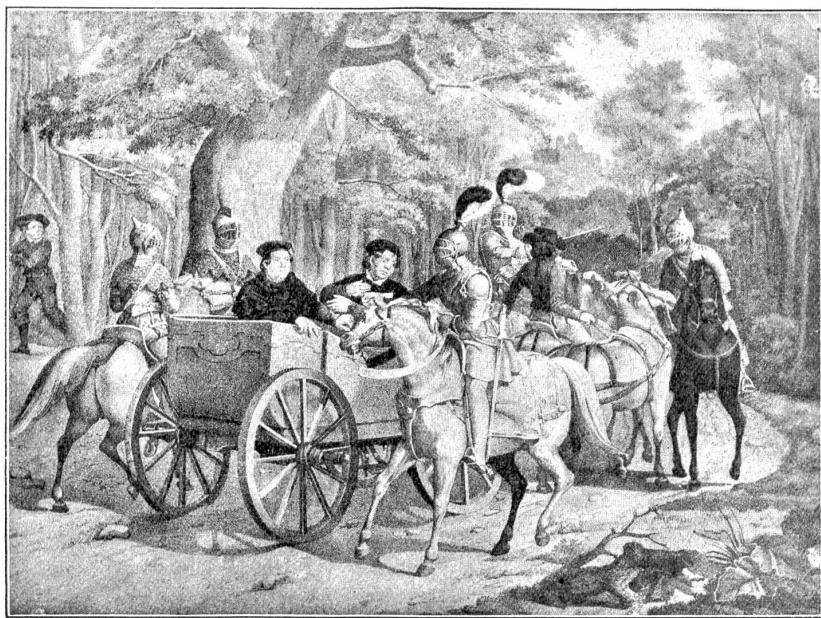
Luther auf dem Reichstag zu Worms (18. April 1521).

Es waren ihm ein paar Verse eingefallen, die ersten nach langer Zeit. Er schrieb sie auf und legte die losen Blätter in die Schublade. Es beglückte ihn, daß er hatte in Worte fassen können, was ihn bedrückte. Ein frohes, erlösendes Gefühl machte ihm das Denken leichter, das Herz warm. Waren Sepps Glückstäubchen ein Spiel gewesen? . . .

Sorella hatte um Martins willen nicht aufgehört, Lis zu sich zu bitten. Sie gab sich auch Mühe, Lis und besonders ihn nicht merken zu lassen, daß sich Lis ihre Achtung und darum ihre Zuneigung verschert hatte. Aber sie vermochte es nicht, Lis reden und lachen zu hören, ohne daran zu denken, daß sie es war, die Martins Leben verdarb. Zugleich lebte sie in Sorge, daß er noch mehr erfahren könnte, als er schon wußte.

Die schwirrenden Gerüchte hatten sich verdichtet und zogen einen beengenden Kreis um Lis, der sie zu umschüren drohte. Ihre Sorglosigkeit, ihren Ruf betreffend, hatte zugenommen. Nicht nur äußerlich gab sie sich nicht mehr viel Mühe um die gute Meinung der Leute, sondern auch innerlich schüttelte sie die Hemmnisse ab, die vor ihren Einfällen und Wünschen standen. Sie wollte in nichts gehindert sein.

Der Empfangstag war nicht mehr so besucht wie zu Anfang; die befreundeten Damen blieben weg. Sie empfing aber oft ihre Freunde bei sich, Marn und einige junge Frauen, die ihr von den Herren vorgestellt wurden. Martin hielt sich fern. Er hätte, wenn er auch gewollt hätte, gar nicht vermocht, in den Ton einzustimmen, der da herrschte. Ein flüchtiges Berühren kleiner und größerer Interessen, ein Flattern von einem Gesprächsstoff zum andern, ein



Luthers Aufhebung und Verbringung nach der Wartburg.

Tasten, wie weit man gehen dürfe und wo man Halt zu machen habe, ein geistreiches, viel öfter fades Verstreuen von billigen Schmeicheleien und ein Weitergeben und Ausspinnen von Standälchen, vor allem aber ein sich suchen und zu gefallen wünschen zwischen Mann und Weib.

Hate van Andel kam nie mehr und wurde von Lis nicht vermisst. Hate hing sich mit ihrem ganzen Herzen an Sorella, die ihr mit ihren leichten Händen über die Haare strich, wenn sie sich an sie schmiegte, oder vor ihr auf dem Teppich kniete, den Kopf auf Sorellas Schoß gelegt.

„Ich verehre Martin Born mehr als ich sagen kann, Sorella,“ sagte sie eines Abends, als die letzten Sonnenstrahlen ihr das Haar streiften. Und ich muß es zulassen, daß er unglücklich ist und kann ihm nicht helfen. Wie ist es möglich, Sorella, daß eine Frau, die mit ihm leben darf, andere Männer neben ihm sieht? Wie ist das möglich? Er ist ein reiner Mensch, wie kann Unreinheit neben ihm gedeihen? Hat diese Frau keine Augen, ihn zu sehen, hat sie keinen Geschmack und kein Herz? Wenn mir die Liebe dieses Mannes geschenkt worden wäre, ich trüge sie wie ein Kleinod in meinen Händen. Soll ich hingehen und dieser Frau befehlen, wahr zu sein?“

„O Kind, was redest du? Daz sie nur schweigt, daz sie nur sich in Acht nimmt, damit er nicht über ihre Lügen stolpert! Es ist nun einmal wie es ist und nichts daran zu ändern. Möge er nicht ahnen, wie weit sich Lis von ihm entfernt hat. Mein Gott, wie weit! Sie findet nie mehr zu ihm zurück, auch wenn er sie wieder aufnehmen wollte.“ Hate sprang auf.

„Das soll er nicht. Das ist sie nicht wert. Sie betrügt ihn und ich hasse sie.“

Ich hasse sie so, daß ich mich zwingen muß, sie auf der Straße zu grüßen. Ich möchte zu ihr hingehen und sie fragen, ob sie sich nicht wundert, daß die Sonne sie bescheint. Wie kann, wie darf sie ihn so dem Spott der Minderwertigen aussetzen, wie sie es tut? Einen Menschen wie Martin Born. Betrügt man denn einen solchen Menschen? Es zwingt einem ja, den Kopf zu heben und nach der allerinnersten Wahrheit zu suchen, so klar sind seine Augen. Und wäre er nicht der Begnadete, der er ist, wäre er noch Schulmeister, wäre er gar nichts, so wäre er viel, weil er wahr ist. Wahrheit trägt und hebt. Oh, sie wird ihn auch über das Leid hinwegtragen, das er jetzt aushalten muß.“ Sie schwieg, halb schluchzend.

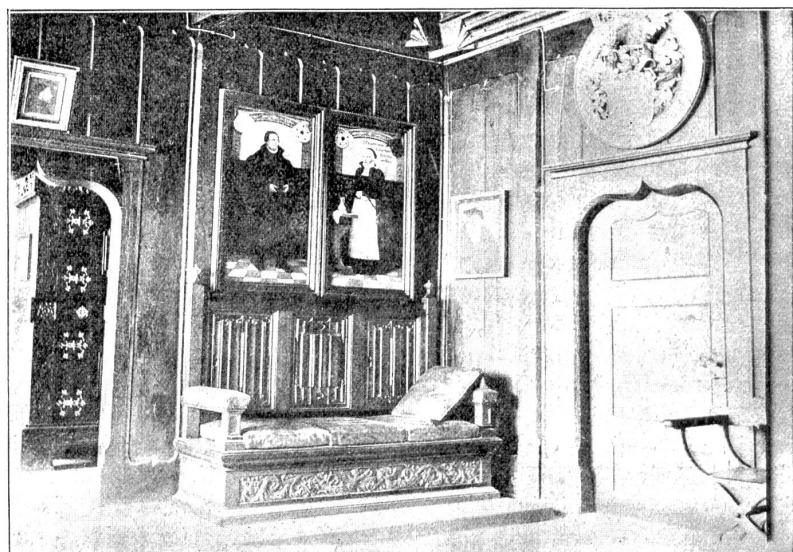
„Hate, sei ruhig.“

„Oh, Sorella, sage mir nur nicht, daß vielen solches Unrecht geschieht. Nur das das nicht. Jeder Mensch, der sein Vertrauen einbüßen muß, wird bis zur Erde gebeugt. Nichts ist schwerer zu tragen, als nicht mehr glauben können an das, was man liebt. Oh, Sorella, viel lieber stürbe ich.“

„Unbeterin,“ lächelte Sorella gerührt. „Ich begreife dich, weil du bist wie du bist.“

„Bin ich dir recht so?“ Sorella antwortete nicht. Sie nahm Hate in ihre Arme und küßte sie. „Du bist in meinem Herzen daheim.“ Da stürzten Hate plötzlich die Tränen aus den Augen.

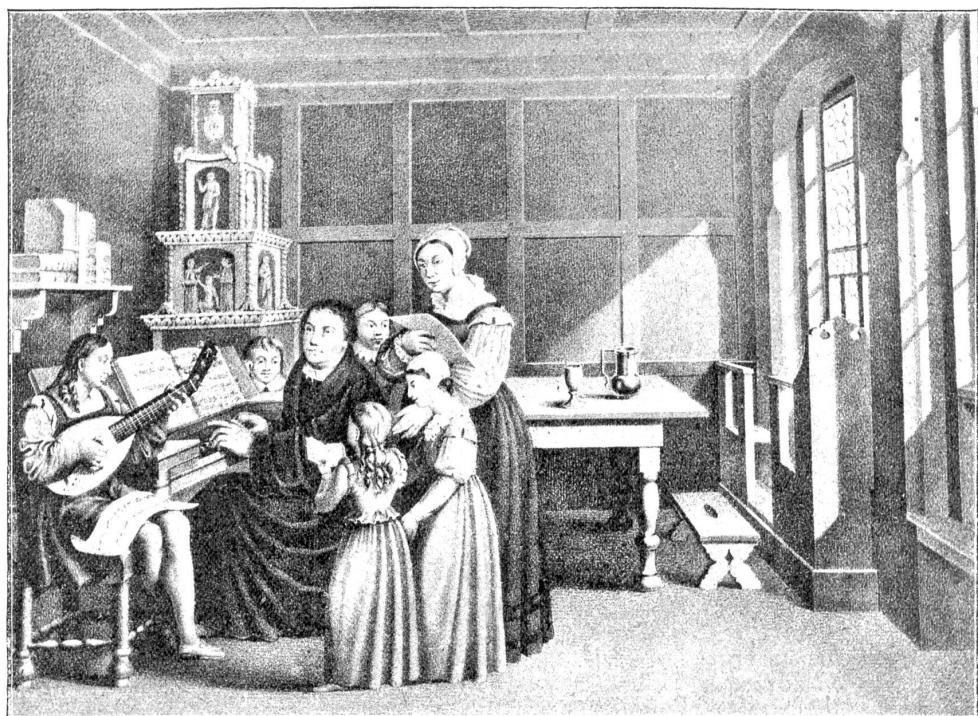
„Ja, ja, bei dir bin ich daheim. Zum erstenmal seit meine Mutter starb. Ich bin gerne bei dir und habe keinen Menschen sonst. Keinen. Ich komme ihnen nicht näher. Ich weiß nicht warum. Sie lachen über mich oder spotten sogar oder verstehen gar nicht, wie ich es meine, niemand denkt wie ich. Sie sehen jedes Ding anders an



Luthers Zimmer auf der Wartburg.

als ich es tue. Sie glauben, ich wolle so denken, aber ich kann gar nicht anders denken als ich es tue. Martin Born versteht mich. Gleich vom erstenmal an, da wir zusammen sprachen, verstand er mich und ich freute mich, daß ich einen Freund gefunden. Da ging ich gerne in sein Haus. Aber jetzt tue ich das nicht mehr, Sorella, weil ich ihn liebe. Ich dürfte es wohl, denn ich will nichts von ihm, als daß er bleibt wie er ist. Ich muß ihn verehren können. Aber ich will nicht sehen, wie die Augen seiner Frau in die Ferne gehen und ihr Lächeln einem andern gilt. Ich kann es nicht sehen, daß er seine Hand nach ihr ausstreckt und sie ihm die ihre verweigert."

„Er streckt sie nicht mehr aus, Hare. Ich glaube nicht, daß er sie noch liebt.“ Hare öffnete ihre Augen
(Fortsetzung folgt.)



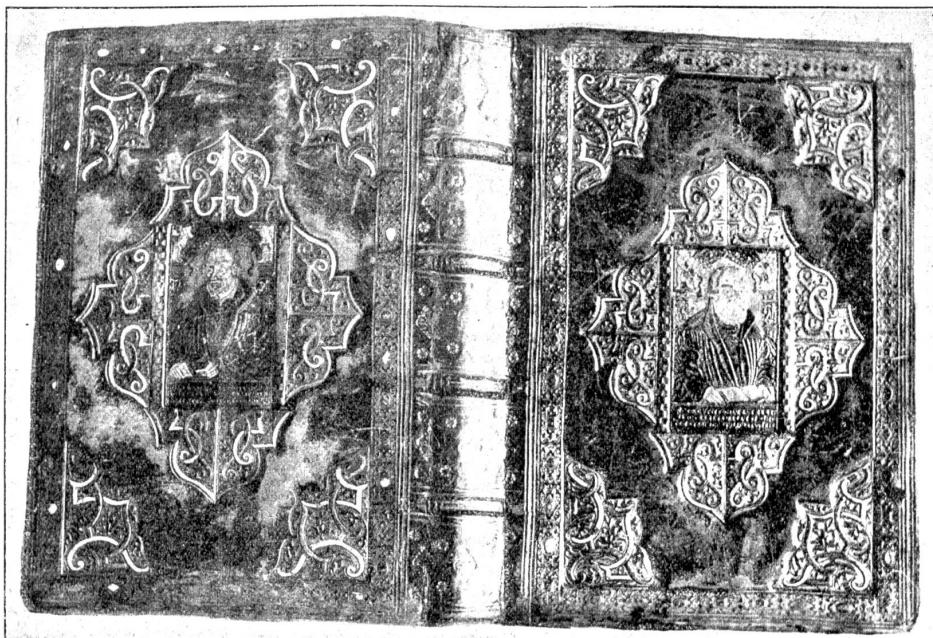
Luther im Kreise seiner Familie bei Frau Musika.

Zu unseren Martin Luther-Bildern.

(Man vergleiche auch die Luther-Bilder in der letzten Nummer.)

Wenn aus Gründen des religiösen Burgfriedens in Luthers Heimat der fünfhundertjährige Geburtstag der Reformation nur bescheiden und still gefeiert wird, so hat die neutrale protestantische Schweiz umso mehr die Pflicht,

jenes Geisteskampfes zu gedenken, der an jenem 31. Oktober 1517 mit Luthers 95 Thesen entfesselt wurde. Es entspricht schweizerischer Denkweise, daß der Fortschritt in der Welt mit geistigen und nicht mit physischen Waffen erkämpft und ausgebreitet werde. Luther führte seinen Kampf mit dem Papste als einen geistigen Kampf auf, in dem er nur mit der Waffe des „reinen Wortes“ streiten wollte; weil ihre geistigen Waffen zu stumpf waren, fochten Luthers Feinde mit roher Gewalt; sie vermochten mit Scheiterhaufen und Henkersschwert die Idee, die Wahrheit nicht auszurotten. Auch darin stehen wir Schweizer Luther nahe, daß die Religion und alle Glaubensangelegenheiten die Sache innerer Überzeugung sein sollen, nicht die einer äußeren Autorität, Sache des Volkes, nicht die des Papstes und der Konzilien. Freilich haben die schweizerischen Reformatoren der Reformation weiter ausgebaut als Luther, der sein Werk in die Hände der deutschen Fürsten gelegt hatte; gewiß steht uns ein Zwingli geistig näher, da seine Kritik bis tief in die Wurzeln des Staates hinabdrang, nicht gehemmt durch Herrenrücksichten. Doch kann es sich heute, da wir uns in Gedanken vor das Werk eines Geisteshelden stellen, das doch, als Ganzes betrachtet, ein Riesenwerk und ein gutes Werk ist, nicht darum handeln, an Einzelheiten Kritik zu üben. Bei der diesjährigen Reformationsfeier steht Luthers Persönlichkeit mit Recht im



Einband der ältesten deutschen Bibel nach Martin Luthers Übersetzung.